

## «Das ist kein Arbeiten mehr.» Der Spengler in der Krise

Josef Moser, geboren 1950, ist Spengler/Sanitär-Installateur. Er ist verheiratet, Vater von drei Kindern.

«Ich bin so ein *Baumzüggel*, oder, nicht.» Josef Moser arbeitet in einem mittelgrossen Betrieb für Spenglerei und sanitäre Installationen im Berner Seeland. Der Werdegang ist rasch erzählt. Josef Moser ist im ländlichen Arbeitermilieu aufgewachsen. In seinem Heimatdorf gab es eine Spenglerei. Wie schon der ältere Bruder half Josef Moser während der Schulferien dort aus. Dem Bruder blieb es versagt, das Handwerk im nahegelegenen Betrieb zu erlernen. Da der Familienbetrieb ihm einen eigenen Spross vorzog, musste er sich nach einer anderen Lehrstelle umsehen. Anders erging es Josef ein paar Jahre später. «Das ist nachher einfach so dazu gekommen. Ich bin dort helfen gegangen, in den Ferien, und nachher hat der Chef gesagt, ja, ob es mir nicht gefallen würde. Nachher habe ich das zuhause gesagt, und es hat mir eigentlich schon noch gefallen.» Im selben Familienunternehmen ist er heute für die Spenglerarbeiten und die Ausbildung eines Lehrlings zuständig.

Aus Mosers kurzer Darstellung seiner beruflichen Biographie geht hervor, wie das Milieu aussah, aus dem er stammt. Die Berufswahl Josef Mosers ist gleichsam vorbestimmt. Schon als Schüler wird er in den nahegelegenen Familienbetrieb aufgenommen. Diese Konstellation macht aus dem Spenglerei-Besitzer einen Patron, der entscheidet, welcher der Brüder Moser als Lehrling in seinem Betrieb zum Zuge kommt. Das unverhoffte Glück des Zweitgeborenen, der Wunsch des Chefs, gibt den Ausschlag. Alternativen sind keine vorhanden. Trotzdem stellt die Ausbildung zum Handwerker für Moser einen sozialen Aufstieg dar. Sein Vater hat keinen Beruf erlernt und ist Landarbeiter gewesen.

Obwohl er also ein qualifizierter Handwerker ist, liefert uns Josef Moser keine genaue Berufsbezeichnung, als wir ihn nach seiner

Tätigkeit fragen. Er bezeichnet sich als «*Baumürggel*» und hat offensichtlich das Bewusstsein, Arbeiter zu sein, behalten. Für ihn scheint klar, wie er sich zu positionieren hat: «Ich bin nicht Chef, ich habe einen Chef.»

Die Arbeit in der Spenglerei hat Josef Moser gefallen, seinerzeit. Doch heute würde er diesen Beruf nicht mehr ergreifen. «Die Situation heute auf dem Bau, das glauben Sie also nicht (lacht). Das würde ich nie mehr lernen. Nie mehr! Das ist kein Arbeiten mehr. Das ist nichts. Von mir aus gesehen ist das nichts mehr.» Im Baugewerbe herrscht Flaute. Der massive Konkurrenzdruck zwingt die Firmen, günstige Angebote zu offerieren. «Früher hat man mit zwanzig Prozent oder fünfzehn Prozent auf den Tarifpreisen, Leitfadepreisen – da ist man absolut bei den Leuten gewesen und hat die *Büez* bekommen. Heute müssen Sie vierzig, fünfzig, sechzig Prozent geben.» Gemäss Moser gibt es Betriebe, die ihre Preise derart tief ansetzen, dass sie letztlich den Markt kaputtmachen. «Da kann man dann nicht einfach ein Jahr später nachher aufs Mal sagen, jetzt muss man einfach soviel haben. Wenn man vorher soviel billiger gearbeitet hat, oder. Und verdienen tun die mit den Prozenten, die sie zum Teil geben, nichts mehr!» Möglich sei diese Praxis nur dank tiefer Löhne. Aus diesem Grund stellten solche Firmen ungelernete Arbeiter ein. Für den gelernten Handwerker Moser ist dies «verrückt». «Heute dünkt mich manchmal, die gute *Büez* ist gar nicht mehr gefragt, die billige *Büez* ist gefragt. Die können Sie mit *Handlangern* machen, oder.»

Die Krise im Baugewerbe bekommt Moser am eigenen Leib zu spüren. «Man kann sich keine Zeit mehr nehmen. Ich bin jetzt einer, der möglichst einfach noch etwas Anständiges will hintun – funktioniert nicht mehr. Sie sind dermassen unter einem Druck, vom Morgen bis zum Abend, dass ich also sagen muss, das ist katastrophal, im Moment, ehrlich.» Wer heute auf dem Bau arbeitet, steht unter Druck. Man hat keine Zeit mehr, sagt Josef Moser. Einen Lehrling auszubilden, wie es seine Aufgabe ist, wird zur Belastung. «Dann kommen Sie noch weniger weit. In der Zeit, in der Sie ihm das zeigen, hätten Sie das schon lange selber gemacht.» Das Schlimmste für Josef Moser jedoch ist der Egoismus, der auf dem Bau Einzug gehalten hat. Dass keiner mehr für den andern etwas

mache, dass jeder nur noch für sich schaue. Dabei weiss Moser aus Erfahrung, dass sich der Verzicht auf Kooperation nicht bezahlt macht. Vielmehr könnte man sich manchen Ärger und viel Arbeit ersparen, würde man vorher gemeinsam die Sache anschauen. «Wir als Spengler kommen nach dem Zimmermann. Jetzt, der Zimmermann montiert, statt zu fragen: «Wenn ich es so machen, geht das für dich?», montiert er einfach etwas hin. Nachher kommst du hin und musst einfach sagen: «Ich kann das Blech so nicht anbringen!» Nachher muss er es ändern. Dann schaut man doch besser rasch eine Viertelstunde das Detail an, mit dem, der es nachher auch machen muss. Dann gibt es auch kein *Gstümm*, und nachher geht das. Aber gewisse begreifen das nicht mehr, heute».

Das Baugewerbe steckt in der Krise, der Konkurrenzdruck ist immens. Doch leiden wirklich alle unter dieser Situation? «Ich stelle mir immer die Frage: Wir als Handwerker werden gedrückt mit den Preisen wie verrückt, oder? Ja, werden die Häuser dementsprechend billiger?» Profitiert am Ende jemand von der krisenhaften Entwicklung auf dem Bau? «Irgendwer saht ab», sagt Josef Moser. Und dies seien in der Regel die Architekten. Dass diese ebenfalls unter Druck seien, bezweifelt er. Fest stehe, dass es welche darunter habe, «die nicht fähig sind». Und trotzdem seien sie Architekten und profitierten davon.

Josef Moser kommt mit der Situation auf dem Bau nur schwer zurecht. Andere könnten vielleicht besser damit umgehen, mutmasst er. «Das kommt immer darauf an, wie das einer auffasst. Da bin ich ganz sicher der Meinung, der eine verkraftet solches Zeug mehr und der andere weniger. Und ich bin jetzt eher der Typ, der andere Zeiten erlebt hat.» Vor zwei Jahren spielte Moser mit dem Gedanken, sich selbständig zu machen. Damals habe es schlecht ausgesehen um den Betrieb. Immobiliengeschäfte, Der Chef hatte sich verspekuliert. Moser wusste nicht, ob er seine Arbeit von einer Woche auf die andere verlieren würde. Da habe er sich ernsthaft überlegt, auf eigene Faust, als Einmann-Betrieb weiterzumachen. «Ich kenne viele Leute, auch Architekten. Und für mich alleine, bin ich fast überzeugt, hätte ich *Büez* genug.» Er hätte kaum investieren müssen. Arbeiten an schweren Maschinen hätte er in grösseren Betrieben in

der Umgebung ausführen können. Ein Auto und das nötigste Werkzeug hätten gereicht. Denn kleine Betriebe könnten sich mit Reparaturen über Wasser halten. Schlimm sei es für die mittelgrossen, die zwanzig und mehr Leute beschäftigten. «Da müssen dann Neubauten her. Das ist nicht mehr denkbar. Diese Hochkonjunktur, diese Bauerei ist nun einmal vorbei!»

Als Selbständiger hätte sich Josef Moser den Verhältnissen auf dem Bau ein Stück weit entziehen, sich auf Reparaturen konzentrieren können. Doch er hat den Schritt nicht gemacht – nicht gewagt? Moser verfügt über den ausgeprägten Berufsstolz eines qualifizierten Fachmanns. Sein Gehalt als Vorarbeiter entspricht dem eines mittleren Angestellten. Er besitzt ein Haus. Trotzdem hat er in seinem Denken den Aufstieg in den Mittelstand nicht nachvollzogen. Obwohl Handwerker, ist er dem Milieu verhaftet, aus dem er stammt. Das Stigma «Baumürgel» entpuppt sich als Selbstgefühl. Es vereint in sich gleichsam den Stolz und den Trotz des Arbeiters: den Stolz, täglich harte Arbeit zu verrichten, und den Trotz, dass seine «anständige Arbeit» von der Gesellschaft nicht gebührend honoriert wird. Doch Mosers Selbstpositionierung als Arbeiter ist nicht stabil. Sein Arbeiterbild ist überholt. Seit seiner Jugend hat körperliche Arbeit zunehmend an sozialem Prestige eingebüsst. Josef Moser leidet nicht nur an den verschärften Arbeitsbedingungen auf dem Bau. Sein Leiden rührt auch daher, dass er der letzte Arbeiter ist, den es auf der Baustelle überhaupt noch gibt. Sein Typus ist ausgestorben.

Jahrzehntelang seien die Spitzen der Bautätigkeit im Sommer mit Saison-Arbeitern aus dem südlichen Europa aufgefangen worden. «Weil einfach die Schweizer das Gefühl hatten, ich kann doch nicht mehr diesen Dreck machen, oder». Ungeachtet der heutigen Situation, sprich Arbeitslosigkeit, beobachtet Moser, wie sich diese Einstellung hartnäckig hält. «Es gibt wenige Ausnahmen, die sagen: Ich gehe auf den Bau *kriüppeln* (schufteln), wenn sie arbeitslos werden.» Die meisten seien sich zu gut dazu. Andere, qualifizierte Fachkräfte aus anderen Branchen, wollten die finanzielle Einbusse nicht in Kauf nehmen – was Moser gut versteht. Dies müsste sich ändern. Josef Moser hält das Rezept gegen die Arbeitslosigkeit schon seit zwanzig Jahren bereit. «Warum kann man nicht einem, der arbeitslos wird und

eine minderwertige *Bütz* annimmt, wo er weniger verdient, warum kann die Arbeitslosenkasse dem nicht den Ausgleich zahlen? Er arbeitet wieder, sie müssen vielleicht nur tausend Franken zahlen.»

Was uns an dieser Stelle interessiert, ist weniger, ob Mosers Rechnung tatsächlich aufgehen würde, als die Frage nach den Beweggründen für seinen Vorschlag. Ihm geht es offensichtlich vor allem darum, die Arbeit auf dem Bau aufzuwerten. Dies würde in seinem «Modell» nicht nur durch finanziellen Ausgleich geschehen. Er hofft, so wieder mehr heimische Arbeitskräfte auf den Bau zu bringen. «Weil solche finden Sie heute sowieso nicht, als nur Ausländer, die da schaufeln und pickeln gehen.» Durch die Beschäftigung billiger Hilfskräfte aus dem Ausland wird in Mosers Augen offensichtlich der schlechte Ruf der Bauarbeit als minderwertige Plackerei zusätzlich reproduziert. Ausländische Hilfsarbeiter sind die Negation dessen, was ihm als Arbeiter vorzuschweben scheint: der qualifizierte, gewissenhafte Fachmann. Zugleich wird das Kollektiv, zu dem sich Josef Moser insgeheim rechnet, weiter dezimiert. Ein Prozess, der zu Beginn der Berufstätigkeit Mosers seinen Anfang nahm, setzt sich damit fort. Die Ordnung von damals ist längst zusammengebrochen, und das weiss Josef Moser nur zu gut. «Es ist nicht mehr wie früher! Man sollte das nicht immer sagen, es sei nicht mehr wie früher, aber es ist einfach so.»

Plötzlich ist Josef Moser in Rage. Mit einem Mal sind es nicht mehr bloss die ausländischen Hilfsarbeiter auf der Baustelle, die ihn stören. Das Stichwort hat er sich selber gegeben: «Wir haben hier so viele Ausländer. (...) Denen wird gegeben und gegeben und gegeben und ... Ich könnte jetzt böses sagen, ich sei ein Rassist. Darf man ja heute nicht mehr sagen. Aber das bin ich ein Stück weit.» So klassisch sein Arbeiterbewusstsein, so stereotyp nimmt er Ausländer war: «Nein, sagen Sie doch mal ehrlich, da diese Jugoslawen. Das ist doch alles nur Gaunerpack, oder. Sonst schauen Sie mal, wieviel im *Witzwil* (Strafanstalt) drüben hocken. Wie mancher Schweizer und wie mancher *Jugo*. He? Die müssen fort! Doch nicht noch unterhalten mit meinem Steuergeld.»

Josef Mosers emotionaler Ausbruch scheint vorerst von seinen vorangegangenen Ausführungen – und damit von seiner Alltags-

praxis – völlig losgekoppelt. Er wirkt wie eine bruchstückhafte Polemik aus den Medien. Doch dann stellt Moser den Bezug zu seinem Alltag her. Am Dorfrand stehe eine Baracke, die als Flüchtlingsunterkunft diene. «Dort wohnen so Neger drin, ja, halt Schwarze, ich weiss auch nicht genau, von wo sie kommen, es spielt ja keine Rolle. Jetzt haben wir dort das Wasser ziehen und der Elektriker hat einen Graben schaufeln müssen. Die Gemeinde hat denen gesagt, sie könnten diesen Graben selber schaufeln. Die haben das nicht gemacht! Die tun den ganzen Tag nichts arbeiten, im *Lederchutteli*, im *Krawättli* herumstolpern, und wenn man ihnen sagt, sie sollen hier das Gräblein machen: machen die nicht!»

Wenn die Flüchtlinge untätig herumstehen, während er, der Bauarbeiter, eine Wasserleitung verlegen muss, empfindet er dies als Angriff auf seine Identität. Nicht einmal mehr diejenigen, denen er sich überlegen glaubt, sind bereit, körperliche Arbeit zu verrichten. Die von ihm vermutete Geringschätzung der Arbeit seitens der Flüchtlinge dient als Bestätigung pauschalisierender Medienberichte.

Moser differenziert zwischen Ausländern unterschiedlicher Mentalität: den «Arbeitsamen» und den «Faulen». «Die Spanier sind angenehme Leute, die meisten. Die Italiener, die schon lange hier in der Schweiz innen sind, sowieso, da habe ich nichts dagegen. Aber jetzt kommen da, von allen anderen Orten, kommen Tاملين und *Zeug*, und *Jugos* und *Zeug*, kommen da hinein. Nacher gehen die heim und sagen: «Du musst in die Schweiz kommen! Das ist das Paradies! Da musst du nichts arbeiten und da bekommst du nur!»»

Und ist die Schweiz ein solches Paradies? «Ja für die auf jeden Fall, für mich nicht. Aber für die schon.»

«Hier drüben ist das reiche Viertel» beschreibt Moser die Nachbarschaft. «Da sind wir sowieso getrennt, oder, das ist unweigerlich so.» Wenn Josef Moser die Gesellschaft als Klassengesellschaft thematisiert, ist die Welt wieder in Ordnung. Die masslose Wut weicht beinahe nüchterner Feststellung, denn die gesellschaftlichen Verhältnisse sind nicht zu ändern. «Da gehn wir nicht dort Kontakt suchen. Und wenn man nachher eben auch sieht, wie sie nebendurch laufen und nicht einmal grüssen, dann sind sie sowieso – Sie wissen ja, was es ist, oder: Das sind einfach Klassenunterschiede, oder. Hier ist

reich, und hier ist etwas weniger reich.» Wir erfahren, dass Moser jeden Tag zu spüren bekommt, «dass der *Büezer* für die einfach nach wie vor ein *Büezer* ist». Die krassen Unterschiede machen sich nicht nur im täglichen Umgang bemerkbar. «Das spüren Sie in allen Belangen, in allen Belangen! Das hat doch solche, die haben vielleicht einen Stundenlohn von zwei-, dreihundert Franken. Wir haben einen Stundenansatz von vielleicht achtzig, neunzig *Ste* (Franken), oder. Das sind doch totale Gegensätze!» Wer reich ist, ist in Mosers Augen in der Regel auch missgünstig: «Dass sich die nachher aufregen, dass wir als Spenglerbetrieblein, oder Schreinerbetrieblein oder was auch immer dann vielleicht achtzig oder neunzig *Ste* haben, oder. Und sie arbeiten irgendwie in der Computerbranche, sind Doktor, oder weiss auch nicht was, und nachher rechnen Sie deren Stundenlohn aus, oder.»

Die Gegensätze zwischen Arm und Reich habe es schon immer gegeben und es werde sie immer geben. «Das können Sie nie ändern. Da bin ich überzeugt davon.»

Trotzdem kann die Gewissheit, dass die gesellschaftliche Dichotomie unumstösslich ist, in Ohnmacht umschlagen und Josef Moser erneut aus der Ruhe bringen. In der gegenwärtigen schweizerischen Gesellschaft ortet er einen Riesenbetrug, der sich in Form der Steuern manifestiere. «Wir haben Millionäre in der Schweiz, die kein Einkommen versteuern. Haben die das Geld gestohlen, oder was? Ja, vielleicht sind die irgendwie bei einem Bankraub dabeigewesen?» Die versteuerten nur ihr Vermögen, während er als Angestellter mittels Lohnausweis «jedes *Fränkli*» für die Einkommenssteuer deklarieren müsse. «Sobald einer selbständigerwerbend oder sonst ein grosses Tier ist, dann muss er nicht mehr alles angeben. Und das ist eben eine Sauerei. Und wenn ich noch gerade weiter gehen will: Diese Kopp oder dieser Friedrich oder was auch immer, die ziehen heute noch immer eine Bundesratsrente von über hunderttausend Franken (...). Das ist doch eine Schweinerei! Das ist doch eine totale Schweinerei! Die hocken hier in einem Verwaltungsrat, dort in einem Verwaltungsrat, an allen Orten, verdienen Kohlen wie ein Schwein. Und der Steuerzahler zahlt diesen *abverheiten* (gescheiterten) Bundesräten, ich kann es nicht anders sagen, immer noch mehr als

hunderttausend Franken Rente. Das ist doch eine Sauerei! Also, das geht mir noch nicht hinein. Ehrlich nicht!»

«Wen haben wir in der Politik? Alles Hochfinanz!» In der Politik vermisst Josef Moser Identifikationsfiguren. «Haben Sie einen normalen Bürger in der Politik, der untendurch hat müssen, einmal früher? Da würde ich keinen kennen.» Moser stellt die Politiker als elitär und realitätsfern dar. Nur so kann er sich erklären, dass sie den «armen Leuten» noch die Renten kürzen. «Wenn ich keine Geldprobleme hätte und hundert- und zweihunderttausend Franken verdienen würde, könnte ich auch sagen: «Diesen kann man ganz gut noch tausend Franken nehmen.» Moser zeigt sich von seiner empfindsamen Seite. Ihm tun die alten Leute leid, die nicht wissen, dass sie Ergänzungsleistungen zugute hätten. Und niemand sage es ihnen. «Essen alle Tage nur Cervelat. Und dabei hätten sie noch etwas zugute. Aber die wissen das nicht, oder. Das ist eine Sauerei!» Moser spricht den Politikern und Politikerinnen die Legitimation ab, da ihnen eine grundlegende Qualifikation fehlt: Sie wissen im Grunde nicht, wie das Leben wirklich ist. Er selber dagegen kann auf vergangene Erfahrungen zurückblicken: «Ich bin noch aufgewachsen, mein *Père* hat sechshundert *Fränkli* Lohn gehabt. Sechsköpfige Familie! Da haben Sie dann nicht alle Tage neue Hosen bekommen. Oder neue Schuhe!»

Und die Zukunft? Die Schweiz hat ihre Stärken. «Die Qualität, die wir eine Zeit lang gehabt haben», ist eine davon. Was die Industriebetriebe angeht, sei die Qualität immer noch dieselbe. Doch die anderen Länder wollten diese nicht mehr bezahlen. Es liege nicht am zu hohen Niveau der Löhne. «Sie können doch uns Schweizer nicht immer mit anderen Ländern vergleichen!» Der Cousin, der im Elsass draussen wohnt, bezahle für Lebensmittel ein Drittel weniger, verdiene jedoch nicht ein Drittel weniger. Eine Annäherung an die EU oder gar ein Beitritt steht für Moser nicht zur Diskussion. Eine Angleichung bringe die Schweiz nicht weiter. Angegliedert werde immer nach unten. Da geht Moser mit Christoph Blocher, dem einzigen Politiker, dem er überhaupt noch etwas zutraut, einig. «Nein, das ist total keine Lösung! Wenn wir jetzt in der EG wären, dann hätten wir auf dem Bau noch viel weniger



*Büez.*» Dann kämen noch mehr billige Arbeitskräfte aus dem Ausland hierher, und es gäbe noch weniger Arbeit für Hiesige. «Was die Exportgeschäfte anbelangt, könnte man sich eher vielleicht streiten. Obwohl der Blocher auch das Gegenteil sagt, und da bin ich auch dieser Meinung. Der exportiert auch, und das funktioniert.» Trotz der sozialen Distanz ist für Moser eine Anlehnung an den Politiker Christoph Blocher möglich. In irgendeiner Weise scheint sich dieser von den andern Angehörigen der *classe politique* zu unterscheiden. Womöglich liefert Blocher Deutungsangebote, die im Falle unsicherer sozialer Positionierungen gelegen kommen. Josef Moser kennt nur ein Rezept, die Schweiz zu retten: «Einmal ein wenig die Ausländer fortjagen. Und nachher die Grenzen schliessen und so weitermachen wie vor dreissig Jahren. Und nachher geht das.»

Josef Moser fürchtet, dass sich der Zustand der schweizerischen Gesellschaft weiter verschlechtere, der Mittelstand wegfalle, wie in den dreissiger Jahren, als es nur noch ganz Arme und ganz Reiche gegeben habe. Hinter dieser Entwicklung vermutet er eine Verschwörung: «Und das wird alles von den Reichen, von den Oberen gesteuert.» Weil die keinen Mittelstand mehr wollten, nur noch ein Grüpplein für sich sein. Doch niemand wird sich gegen diese Umtriebe stemmen: «Da habe ich also nicht das Gefühl, dass das irgendwie einen Riesen-Umsturz gibt.»

Die Zukunft der Jungen hänge von deren Ausbildung ab. Obwohl diese nicht unbedingt eine Garantie für eine Stelle sei: «Da kann heute einer eine Ausbildung machen, vom Besten und vom Feinsten und hat gleichwohl nichts, oder.» Selbst die Computerbranche bleibe nicht stabil. Heute sei man auf keiner Stelle sicher. «Ausser Sie hätten an so einem Ort einen Bundesjob, wo Sie niemand sieht, im Keller unten. Aber das ist dort wohl auch nicht mehr so wie in den glorreichen Zeiten.» Seine eigenen Kinder hätten gottlob keinen Bauberuf gelernt. Einer sei Lastwagenchauffeur geworden, und es gefalle ihm. Die Verwandten hätten mit Unverständnis reagiert. Josef Moser dagegen hat eher etwas gegen solche, die studieren, bis sie dreissig sind oder noch älter.

Seine eigene Zukunft? Manchmal wäre er froh, er wäre zehn Jahre älter und könnte sagen: «Jetzt: fertig!» Man habe ja noch einen

gewissen Berufsstolz und entsprechend Mühe damit, dass jetzt auf einmal die Zeit nicht mehr reichen soll, um «etwas Anständiges» machen zu können. Nach wie vor geht Josef Moser nicht von der Baustelle, ohne sagen zu können: «Doch, diese Arbeit kann ich anschauen, und ich kann dazu stehen, zu dieser *Büez*.» Am Beruf an sich würde es nicht liegen. «Wenn ich irgendwie für mich *klütterlen* (werkeln) könnte, wäre das wohl anders.»

Interview: Caroline Bühler und Peter Schallberger

### **Die Krise in der Schweizer Baubranche**

Die schweizerische Baubranche steckt in der tiefsten Krise seit den 30er Jahren. Auf den Boom Ende der 80er Jahre folgte der Einbruch Anfang der 90er. Von der rückläufigen Entwicklung sind alle Sparten betroffen, doch am stärksten hat der Wohnungsbau zu kämpfen. Es werden kaum mehr neue Wohnungen gebaut. Die Bauinvestitionsquote ist 1995 auf 12,2 % des Bruttoinlandproduktes gefallen. Mit diesem Tiefstwert hat die Schweiz ihren einstigen Spitzenplatz in Europa definitiv eingebüsst. Hinter Tschechien (15,0 %), Spanien (14,5 %), Österreich (13,9 %), Portugal (13,0 %), Polen (12,5 %), Schweden, Dänemark und Deutschland (12,3 %) liegt sie heute im europäischen Mittelfeld. Noch 1994 lag die Schweiz mit einer Quote von 13,1 % zusammen mit Österreich und Spanien an der Spitze.

Das Baugewerbe umfasst die Bereiche Planung, Bauhauptgewerbe (Hochbau, Tiefbau, öffentlicher Bau, Stahlbau), Ausbaugewerbe (u.a. Spengler- und Installationsgewerbe) sowie Zulieferindustrien (Baumaschinenfabrikation und -handel). 1995 betrug der Anteil der Bauwirtschaft an den Beschäftigten insgesamt 19,1 %. Davon waren 13,3 % in der Planung, 33,3 % im Bauhauptgewerbe, 29,1 % im Ausbaugewerbe und 24,3 % in den Zulieferindustrien tätig.

In den Jahren des Aufschwungs zwischen 1985 und 1991 waren – abgesehen vom Dienstleistungssektor – im Ausbau- (14 133) und im Bauhauptgewerbe (13 190) am meisten neue Stellen geschaffen worden. Im Zuge der Wirtschaftskrise ging seit Anfang der neunziger Jahre rund ein Drittel der Arbeitsplätze verloren. Wie in den meisten Wirtschaftszweigen gingen die Verluste vor allem auf Kosten ausländischer Beschäftigter. Die Zahl der auf dem Bau tätigen Ausländer/innen ging von 1990 bis 1996 um fast 50 000 zurück. Davon wurden rund 20 000 arbeitslos, rund 10 000 in anderen Branchen beschäftigt, und rund 20 000 sind in ihre Heimatländer zurückgewandert. Letzteres trifft vor allem bei Arbeiter/innen aus dem ehemaligen Jugoslawien zu. Ihnen wurde aufgrund der Bestimmungen des Drei-Kreise-Modells nach 1996 keine Saisonbewilligung mehr erteilt. Insgesamt ging der Anteil von ausländischen Arbeitskräften im Baugewerbe um 30 % zurück, bei den Saisoniers sogar um 76 %.

Der Beschäftigungsrückgang hält an. Jeder dritte Arbeitslose stammte 1996 aus dem Baugewerbe. Aufgrund der anhaltenden Krise müssen vermehrt auch Schweizer/innen

und hochqualifizierte Arbeitskräfte um ihre Stelle bangen. Ende 1997 waren insgesamt ca. 279 000 Personen im Baugewerbe beschäftigt, was einen erneuten Rückgang von 1,7 % gegenüber dem Vorjahr bedeutet.

Das Baugewerbe gilt, neben dem Detailhandel, als wichtigster Lehrlingsausbildner. In der Baubranche sind überwiegend kleine und mittlere Unternehmen (KMU) tätig. Auf den KMU basiert bekanntlich die Lehrlingsausbildung, sie bilden über 70 % der Lehrlinge aus. Jetzt aber ist eine grundlegende Strukturverschiebung im Gange. Kleine und mittelgrosse Firmen fürchten eine Übernahme durch Grossfirmen wie beispielsweise die Genfer Tiefbaufirma Zschokke Holding oder die aus einem Zusammenschluss von Stuaag, Preiswerk und Schmalz hervorgegangene Batigroup. Wie in anderen Wirtschaftsbranchen dürfte dieser Konzentrationsprozess weitergehen. Unzählige KMU stehen nach über sechs Jahren Krise kurz vor dem Aus. Die Reserven sind längst aufgebraucht. Das hartnäckige Überleben ist vielfach nur noch eine Folge der Preispolitik. Die Preisofferten liegen zum Teil unter den Selbstkosten – eine Verhaltensweise, die selbst der Baumeisterverband massiv kritisiert: «Jeder Unternehmer weiss, dass mit der gegenwärtig praktizierten Preispolitik das Bauhauptgewerbe kaputt geht. Und trotzdem machen alle mit. Leider glauben praktisch alle Unternehmer an die Theorie, dass der Markt das Allheilmittel sei.»

Während die Preise in den Krisenjahren nicht parallel zur Teuerung anstiegen, wurden die Löhne 1996 im Rahmen eines neuen Gesamtarbeitsvertrages angepasst. Die Baubranche kann nicht wie andere Industrien ins Ausland ausweichen, wo das Lohnniveau tiefer ist. Die Gefahr des Lohndumpings wird sich mit der Einführung des freien Personenverkehrs voraussichtlich verschärfen. Durch das Wegfallen des Saisonierstatuts werden unkontrollierte Arbeitsverhältnisse, die auf temporäre Geltung angelegt sind, begünstigt. Um dies zu vermeiden, verlangen die Gewerkschaften Massnahmen gegen Lohndumping wie die Erleichterung bei der Allgemeinverbindlichkeitserklärung von Gesamtarbeitsverträgen und das Festlegen von Minimallöhnen.

### Quellen

Gesellschaft zur Förderung der schweizerischen Wirtschaft, Dokumentation Nr. 7, 16.2.1998.

Bundesamt für Statistik auf dem Internet,

Pressemitteilung Nr. 15/1997, Die Beschäftigung im 4. Quartal 1996.

Pressemitteilung Nr.100/1997, Schweizerische Arbeitskräfteerhebung 1997.

Pressemitteilung Nr.108/1997, Wohnbautätigkeit im 3. Quartal 1997.

Pressemitteilung Nr.114/1997, Erwerbstätigkeit und Beschäftigung im 3. Quartal 1997.

BWA auf Internet <http://www.bwa.ch>, Allgemeinverbindlich erklärte Gesamtarbeitsverträge (GAV).

Schweizerischer Baumeisterverband, Schweizerische Bauwirtschaft in Zahlen, Ausgaben 1995, 1996, 1997.

Die Volkswirtschaft – Magazin für Wirtschaftspolitik 12/96.

«Gebaut wird nur noch auf die heilige Barbara», Sonntagszeitung vom 14.12.97.